

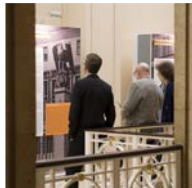
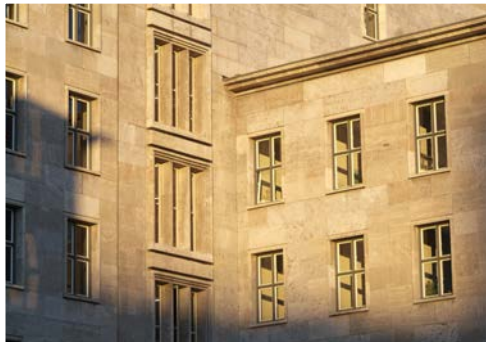


Bundesministerium
der Finanzen



„Hol‘ der Henker das ökonomisch-Musikalische“
Ludwig van Beethoven

Programm






Das Bundesfinanzministerium hat sich in den letzten Jahren immer wieder der Sprache der Musik zur Vermittlung von Themen bedient. Zunächst zur Annäherung an die schwierige Geschichte dieses Hauses, das wie kaum ein anderes Gebäude die Brüche der jüngeren deutschen Geschichte widerspiegelt.

In diesem Ort nationalsozialistischer Schreckensherrschaft - als Reichsluftfahrtministerium erbaut - erklangen so 2011 damals verbotene Klassik- und Jazz-Kompositionen – unter anderen durch Daniel Hope und Sebastian Knauer. Jazzmusiker Coco Schumann erzählte bewegend, wie ihn die Musik immer wieder vor dem Tode, der ihm als Jude durch die Nationalsozialisten drohte, gerettet hat.

Eine zweite Veranstaltung ließ die musikalische Kultur wieder aufleben, die in einer weiteren Zeit der Unfreiheit den Willen zu Erneuerung und eine zunehmend kritische Auseinandersetzung mit den Verhältnissen zu einer Zeit deutliche machte, als dieses Gebäude Schaltzentrale des SED-Regimes und Ort des Aufstandes vom 17. Juni 1953 war. Die Aufführung der Nationalhymne der ehemaligen DDR mit dem lange verbotenen Text – „Deutschland, einig Vaterland“ – wurde für viele zum emotionalen Erlebnis. Diese musikalische Reise durch die Geschichte des Detlev-Rohwedder-Hauses ist zunächst zu Ende gegangen, aber die Geschichte schreibt sich fort.

In unserer zweiten musikalischen Reihe „So klingt Europa“ haben wir seit 2013 regelmäßig die Musik anderer europäischer Nationen zu Gast. Wieder dient die Musik der Vermittlung, dass Europa mehr ist als der Euro, nämlich eine Gemeinschaft mit enormer kultureller Vielfalt - und daran wollen wir gerade in diesem Haus immer wieder erinnern.



Der heutige Abend behandelt auf unterhaltsame Weise die doppelte Bedeutung der „Noten“ als zentrale Größen - sowohl für die Finanzen als auch für die Musik. Er verhandelt den Wert von Noten auf musikalisch-literarische Art und Weise über dem Grundton finanzieller Notlagen von Komponisten, deren Noten sich heute bestens verkaufen. Welchen Wert hat welche Note, in welchem Markt, in welcher Zeit? Die Musiknoten leben vom permanenten Spiel der Neudeutung ihrer selbst – die Banknoten bauen immer wieder auf Stabilität in der Zuschreibung ihres Gegenwerts.

In diesem Sinne wünschen wir Ihnen heute ein spannendes musikalisch-literarisches Ereignis.

Ihr
Bundesfinanzministerium




Programm

- 18:00 Uhr Johannes Brahms (1833 – 1897)
Scherzo c-moll aus der FAE-Sonate für Violine und Klavier
- 18:05 Uhr Begrüßung durch Bundesfinanzminister Dr. Wolfgang Schäuble
- 18:15 Uhr „Musik.Noten.Wert“
Katja Riemann, Rezitation
Daniel Hope, Violine – Sebastian Knauer, Klavier

Reihenfolge der musikalischen Werke:

- Wolfgang Amadeus Mozart (1756 – 1791)
1. Satz (Adagio – Allegro) aus der Sonate für Violine und Klavier KV 379
- Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809 – 1847)
Andres Maïenlied (Hexenlied) op. 8 Nr. 8 für Violine und Klavier
- Ludwig van Beethoven (1770 – 1827)
Albumblatt für Elise WoO 59
3. Satz (Finale.Presto) aus der „Kreutzer-Sonate“ op. 47, A-dur
- Wolfgang Amadeus Mozart (1756 – 1791)
2. Satz (Tema (con variazioni). Andantino cantabile) aus der Sonate KV 379
- Franz Schubert (1797 – 1828)
Impromptu Es-Dur op. 90 Nr. 2 D 899 Nr. 2
- Edvard Grieg (1843 – 1907)
1. Satz (Allegro molto ed appassionato) aus der Sonate c-moll, op. 45

- 19:45 Uhr Empfang



„Hol’ der Henker das ökonomisch-Musikalische... ich habe nicht zum Endzweck, wie Sie glauben, ein musikalischer Kunstwucherer zu werden, der nur schreibt, um reich zu werden“ –

so wettete Ludwig van Beethoven gegen seinen Verleger im Jahr 1810. Wenn heute Abend Katja Riemann ihre Stimme zusammen mit Daniel Hope und Sebastian Knauer für den nachhaltigen Wert von Beethovens Noten einsetzt, dann erhält der O-Ton Beethovens einen ganz anderen Klangraum – insbesondere dann, wenn die Bühne für dieses Ereignis das Bundesministerium der Finanzen ist und Wolfgang Schäuble hierzu unter dem Titel „Musik.Noten.Wert“ einlädt.

Der heutige Abend verhandelt den Wert von Noten auf musikalisch-literarische Art und Weise über dem Grundton finanzieller Notlagen von längst verstorbenen Komponisten, deren Noten sich heute bestens verkaufen. Welchen Wert hat welche Note, in welchem Markt, in welcher Zeit? Diese Fragen stellt sowohl das Musikleben als auch das Finanzwesen: Das Bundesfinanzministerium hat den Prozess der Neudeutung von Werten, die sich in unterschiedlichen Noten widerspiegeln, im Blick. Während die inflationäre Entwertung der Geldnoten eine unserer ökonomischen Urängste ist, leben die Musiknoten vom permanenten Spiel der Neudeutung ihrer selbst – daraus bezieht Musik ihre Interpretationskraft.

Musikalische Schöpfungen gehören in allen Hochkulturen zu denjenigen Errungenschaften, die über Jahrhunderte bewahrt, wiederholt und befragt werden. Musik trägt ihren Wert in sich selbst. Sie generiert darüber Märkte und wird in vielerlei Hinsicht verwendet und verwertet. Die Musikwirtschaft zählt zu den klassischen und wichtigen Teilmärkten der Kulturwirtschaft. Wie kaum ein anderer kulturwirtschaftlicher Teilmarkt umspannt die Musikwirtschaft unterschiedlichste wirtschaftliche Aktivitäten und Profile. Der Bundeshaushalt stützt und fördert diesen Teilmarkt durch eine Reihe von Programmen und Maßnahmen, die zeigen, dass eine Gesellschaft nicht ohne die Orientierungsleistung erfundener Klangwelten auskommt. Die Rolle Beethovens vor gut 200 Jahren in musikalischer, marktwirtschaftlicher und unternehmerischer Entwicklung des Musikbetriebs bilden Ausgangspunkt für den heutigen Abend.



„Hol’ der Henker das ökonomisch-Musikalische [...] ich habe nicht zum Endzweck, wie Sie glauben, ein musikalischer Kunstwucherer zu werden, der nur schreibt, um reich zu werden – oh bewahre, doch liebe ich ein unabhängiges Leben, dieses kann ich nicht anders als ohne ein kleines Vermögen, und dann muss das Honorar selbst dem Künstler einige Ehre, wie alles was er unternimmt hiermit umgeben sein muss, machen, ich dürfte einem Menschen sagen, dass mir Breitkopf & Härtel 200 Dukaten für dieses Werk geben“


Beethoven hatte sich bei seinen geschäftstüchtigen Gesprächen mit anderen Verlagen hinsichtlich der Diskretion seiner Verhandlungspartner verkalkuliert. Er feilschte, doch der Verleger Breitkopf & Härtel blieb bei seinem Angebot. Beethoven musste einlenken und wettete gegen die restriktive Honorarpolitik des Verlages:

„Sie als ein humanerer und weit gebildeterer Kopf als alle anderen musikalischen Verleger dürften auch zugleich den Endzweck haben, den Künstler nicht bloß notdürftig zu bezahlen, sondern ihn vielmehr auf den Weg zu leiten, dass er alles ungestört leisten könne, was in ihm ist, und man von außen von ihm erwarte.“

Und weiter:

„Nun wäre das saure Geschäft vollendet, ich nenne das so, weil ich wünschte, dass es anders in der Welt sein könnte, es sollte nur ein Magazin der Künste in der Welt sein, wo der Künstler seine Kunstwerke nur hinzugeben hätte, um zu nehmen, was er brauchte, so muss man noch ein halber Handelsmann dabei sein, und wie findet man sich darein – du lieber Gott – das nenne ich einmal sauer“

Beethoven – als freischaffender Künstler sowohl ein Meister der Tonkunst als auch ein beispielhafter Virtuose in der Interpretation von Geschäften. Mit dreißig Verlegern – eine Zahl fast so hoch wie die Anzahl seiner Wohnungsumzüge – hatte er es zu tun. Regelmäßig legte er sich mit ihnen an.



Ein Beispiel seiner unternehmerischen Haltung: über ein großes Spätwerk schließt er mit dem Verlag Simrock in Bonn einen Vorvertrag ab und lässt sich von einem Bekannten, der dabei vermitteln soll, neunhundert Gulden auszahlen. Ein weiterer Vorvertrag kommt mit dem Verlag Peters in Leipzig zustande, gezahlt werden eintausend Gulden. Daraufhin möchte Beethoven von Simrock ein höheres Honorar, sonst gäbe er das Stück einem anderen Verlag. Der Bekannte - Franz Brentano - fordert sein Geld zurück. Vergebens. Beethoven verhandelt weiter, mit den Verlegern Diabelli in Wien, Probst in Leipzig und Schlesinger in Berlin. Schließlich landet die Komposition beim Schott-Verlag, für eintausend Gulden. Die Wut über die verlorenen Gulden und Groschen, der er in seinem berühmten Rondo „*Alla Ingharese quasi un Capriccio*“ op. 129 mit dem Untertitel „Wut über den verlorenen Groschen“ Ausdruck verleiht, versucht Beethoven zu lindern, indem er handschriftliche Exemplare des Werks für je fünfzig Gulden selbst vertreibt, was den Schott-Verlag nicht amüsiert haben dürfte. Beethoven schreibt darüber hinaus an die Fürstenhöfe Europas sowie an seinen „Kunstgenossen“ Goethe und nimmt noch einmal 1.600 Gulden dabei ein.

1792 kam Ludwig van Beethoven nach Wien. Schnell hatte er adelige Förderer gefunden. Unter ihnen den Fürsten Joseph Franz von Lobkowitz. Er baute hier sein Netzwerk auf und streckte gleichzeitig seine Fühler nach Paris aus. Seine 3. Sinfonie war auf einen Franzosen komponiert: Bonaparte. Doch schnell erlosch Beethovens Begeisterung für Napoleon. Sie schlug in Ablehnung um. Fürst Lobkowitz bot Beethoven 400 Gulden. Beethoven widmete ihm daraufhin die „Eroica“ und führte sie in Lobkowitz Palais zum ersten Mal auf.

Dem französischen Geiger Rodolphe Kreutzer hatte er die Noten seiner Violinsonate op. 47 gewidmet, die Kreutzer de facto aber nie gespielt, sie sogar für unspielbar erklärt hatte. Das mag allerdings eher etwas mit der Vorgeschichte dieser persönlichen Note zu tun gehabt haben: ursprünglich war sie dem Geiger George Bridgetower gewidmet, welcher das Werk am 24. Mai 1803 mit Beethoven zur Uraufführung brachte. Nach dem Auftritt soll es jedoch wegen einer Frau zu einem Streit zwischen beiden gekommen sein...




Einige Jahre später erhielt Beethoven einen Ruf von Napoleons Bruder Jérôme. Er sollte als Kapellmeister an dessen Hof nach Kassel kommen. Wieder war es Fürst Lobkowitz, der gemeinsam mit Erzherzog Rudolph und Fürst Kinsky ein stattliches Jahresgehalt für Beethoven garantierte – damit der in Wien bleibe:

„Es muß das Bestreben und das Ziel jedes wahren Künstlers sein, sich eine Lage zu erwerben, in welcher er sich ganz mit der Ausarbeitung größerer Werke beschäftigen kann und nicht durch andere Verrichtungen oder ökonomische Rücksichten davon abgehalten wird. Ein Tondichter kann daher keinen lebhafteren Wunsch haben, als sich ungestört der Erfindung größerer Werke überlassen und selbe so dann dem Publikum vortragen zu können.“

Beethoven blieb daraufhin natürlich in Wien und widmete dem Fürsten Lobkowitz seine 5. und 6. Symphonie, das Tripelkonzert und auch den Liederzyklus „An die ferne Geliebte“. Langfristig konnte Fürst Lobkowitz seine Verpflichtungen jedoch nicht einhalten. Es ging für ihn wirtschaftlich bergab. Seine Verdienste um Beethovens Werk aber bleiben und reichen noch weit ins 21. Jahrhundert: er zählte zu den Gründern des „Vereins der Musikfreunde“ und schuf so eine Einrichtung, die bis heute Wiens Musikleben fördert.

Während Beethoven sich als einer der ersten freischaffenden Komponisten situierte und damit in gewisser Hinsicht einen neuen Markt im Bereich des Musiklebens schuf, hatte es **Leopold Mozart** mit der Vermarktung seines Wunderkindes schwer: nicht mit der Wirkung des Phänomens, sondern vielmehr in seiner Umwandlung in monetäre Wertschätzung. Mozarts Vater erkannte schnell, welches Talent in seinem Sohn Wolfgang Amadeus steckte, und suchte nach Wegen, es zu fördern und damit Geld zu verdienen. Doch noch zu seiner Zeit bestand der Musiker-Lohn an Fürstenhöfen häufig lediglich aus wertvollem Nippes. Vater Leopold stöhnte nach den vielen Konzertreisen durch Europa, er könne nun mit all den Tabakdosen und Etuis „einen Stand aufrichten“.



Einen ersten Schritt zum Geldverkehr machte in diesem Kontext Ludwig XV. Des- sen Tabakdose hätte Mozart eintauschen können gegen eintausend Gulden, vier Mal mehr, als Leopold im ganzen Jahr verdiente. Der Fürst in Donaueschingen zahlte mit zwei Brillantringen für Wolfgang und seine Schwester Nannerl nach dem Konzert und je einem Scheck von zwölf Louisdor, umgerechnet fünftausend Euro.

Trotz der stattlichen Einnahmen in der Kindheit konnte **Wolfgang Amadeus Mozart** zeitlebens nicht mit Geld umgehen. Die Legende vom Genie im Armengrab ist längst widerlegt, Mozart hat stattliche Summen mit seinen Noten verdient. Selbst in schwachen Jahren, als die Türkenkriege das Wiener Musikleben beeinträchtigten, waren es mindestens eintausend Gulden. Mozarts Einnahmen beliefen sich nach heutigem Wert zwischen einhunderttausend und dreihunderttausend Euro pro Jahr. Er investierte in die Gesundheit seiner Frau Constanze, in teuerste Kleidung. Er wohnte feudal, besaß ein dreiköpfiges Hauspersonal und ein Reitpferd, spielte Karten und Billard und verlor regelmäßig. So war das viele Geld im mozärtlichen Alltag ständig fort. Der Schuldenberg wuchs, was eine Vielzahl von Briefen an seinen Freimaurer-Logenbruder Michael Puchberg dokumentiert, dem er bis zu seinem Tod 21 Bettelbriefe schrieb und von dem er insgesamt 1415 Gulden (ca.18.000 €) erhielt – Mozart wollte ihn allerdings um 4.000 Gulden anpumpen, ca. 50.000€.

„Wenn Sie die Liebe und Freundschaft für mich haben wollten, mich auf 1 oder 2 Jahre, mit 1 oder 2 tausend Gulden gegen gebührenden Interessen zu unterstützen so würden sie mir auf Acker und Pflug helfen! – Sie werden gewiss selbst sicher und wahr finden, dass es übel, ja unmöglich zu leben sei, wenn man von Einnahme zu Einnahme warten muss!“

Ganz anders klingt der schriftliche Tonfall von **Franz Schubert** in seinen Briefen, der, aus wirtschaftlicher Perspektive betrachtet, besser Libretti als Gedichte vertonen, lieber Opern als Lieder hätte schreiben sollen:



„Euer Wohlgeboren,


habe mich durch Ihr Schreiben wirklich überrascht, indem ich nach eigenem Auspruch des H.v.Cappi die Rechnung abgeschlossen wähnte. Da ich zwar schon durch das frühere Verfahren bei Herausgabe der Walzer nicht die allerredlichste Absicht meiner Verleger bemerkte, so konnte ich mir dieses zweite Benehmen auch erklären, woraus Sie sich, meine Herren, wieder sehr natürlich erklären können werden, warum ich mit einem anderen Kunsthändler in ein dauerhaftes Verhältnis getreten bin. Nicht recht begreiflich übrigens die Angabe einer beträchtlichen Schuld. [...] Indem ich aber sehr zweifle, dass Sie diese zu menschliche Gesinnung hegen, so mache ich Sie höflichst darauf aufmerksam, dass ich die gerechte Forderung von 20 Exemplaren der ‚Wanderer-Phantasie‘ und von 12 der früheren Hefte zu machen habe, und die noch gerechtere der 50 Gulden welche Sie mir wirklich auf feine Art zu entlocken wussten. Rechnen Sie diese gütigst zusammen, und Sie werden finden, dass meine Forderung nicht nur die größere, sondern auch die gerechtere ist, welche ich aber dennoch nicht gemacht haben würde, wenn Sie mich nicht so unangenehm daran erinnert hätten. Da die Schuld, wie Sie gefälligst einsehen werden, auf diesem Weg schon längst getilgt war, so kann also auch von Herausgabe von Liedern ganz und gar keine Rede sein, welche Sie abermals nicht wohlfeil taxieren konnten, indem ich gegenwärtig für das Heft 200 Gulden bekomme und mit Herrn von Steiner schon mehrere Male den Antrag zur Herausgabe meiner Werke machen ließ.

Zum Schlusse muss ich Sie noch ersuchen, mir meine sämtlichen Manuskripte sowohl der gestochenen als auch der umgestochenen Werke gefälligst zu senden.

Mit Achtung

Franz Schubert, Compositeur

N.B. Ich bitte um genaue Rechnung der mir verabfolgten Exemplare seit unserem ersten Verkaufsabschluss, indem ich finde, dass meine Rechnung die Ihre bei weitem übersteigt.“



Bald war den Verlegern das von Schubert geforderte Honorar zu hoch, bald wünschten sie „etwas *minder Schweres und doch Brilliantes, auch in einer leichteren Tonart*“, stets waren neue Gründe bei der Hand, sich im gegebenen Augenblick mit Anstand zu drücken.

Schubert seufzte:

„Wenn nur mit den Kunsthändlern was zu machen wäre. Aber dafür hat schon die weise und wohlthätige Einrichtung des Staates gesorgt, dass der Künstler ewig Sklave jedes elenden Krämers bleibt. [...] Mich soll der Staat erhalten. Ich bin für nichts als das Komponieren auf die Welt gekommen!“

Seine heute meistgespielte h-moll Sinfonie vollendete Schubert nie, was bis heute zu vielen Spekulationen einlädt und die Frage offen lässt, warum Schubert den Torso einer Sinfonie dem Steiermärkschen Musikverein angeboten hatte, der sie dann niemals aufführte.

Ein Spezialist für Arbeitszeitstudien fand – aus heutiger Perspektive – darauf seine eigene Antwort auf die Aufführung der sogenannten „Unvollendeten“. Er reportierte an seinen Vorgesetzten:

- a) *Für einen beträchtlichen Zeitraum hatten die drei Oboenspieler nichts zu tun. Ihr Part sollte deshalb reduziert, ihre Arbeit auf das ganze Orchester verteilt werden.*
- b) *Alle zwölf Geiger spielten die gleichen Noten. Das ist unnötige Doppelarbeit. Die Mitgliederzahl dieser Gruppe sollte drastisch gekürzt werden. Falls wirklich ein großes Klangvolumen erforderlich ist, kann dies auch durch elektronische Verstärker erzielt werden.*




c) Erhebliche Arbeitskraft kostete auch das Spielen von Zweiunddreißigstel-Noten. Das ist eine unnötige Verfeinerung. Es wird deshalb empfohlen, alle Noten auf beziehungsweise abzurunden. Würde man diesem Vorschlag folgen, wäre es möglich, Volontäre und andere Hilfskräfte einzusetzen.

d) Unnützlich ist es, dass die Hörner genau jene Passagen wiederholen, die bereits von den Saiteninstrumenten gespielt wurden. Würden alle überflüssigen Passagen gestrichen, könnte das Werk von 25 Minuten auf vier Minuten verkürzt werden. Hätte Schubert sich an dieses Erkenntnis gehalten, wäre er wahrscheinlich im Stande gewesen, seine Sinfonie zu vollenden.

Hätte Schubert sie vollendet und Opern anstelle von Liedern geschrieben, so hätte er sich womöglich am Ende seiner „Winterreise“ nicht in der Gestalt des Leiermanns verabschieden müssen. In der Gattung Oper – von Händel bis Henze – war und ist bis heute das meiste Geld zu verdienen. Rossini, Meyerbeer, Richard Strauss – sie alle endeten äußerst wohlhabend, wenn auch nur bei Letzterem das Geld zum geistigen Lebenszentrum wurde. Strauss gründete die Vorläufergesellschaft der GEMA. Der finnische Komponist Jean Sibelius kommentierte seine Erfahrung mit der Musikbranche mit den Worten:

„Man kann sich am besten mit Bankdirektoren über Musik unterhalten. Die Musiker reden immer nur über Geld.“

Auch **Richard Wagner** redete ständig über Geld und stritt sich diesbezüglich dauerhaft mit seinen diversen Verlegern. Nie hat sich Wagner an nur einen Verlag gebunden, vielmehr seine Sachen stets an den Meistbietenden verkauft – ein zunächst legal erscheinendes Geschäftsgebaren. Etwas weniger legal war es, ein und dasselbe Werk mehrfach zu versilbern oder gar zu vergolden. Vermutlich war Beethoven nicht nur im Künstlerischen, sondern auch im Kaufmännischen sein Idol. Auch er bot seine Werke parallel mehreren Verlegern an. Bereits an seinen Mäzen Otto Wesendonck abgetreten, bot er die Rechte an „Rheingold“ und „Walküre“ anschließend dem Schott-Verlag an:



[...] Sie haben mir durch den Ankauf und Verlag des „Rheingoldes“ bewiesen, dass es Ihnen nicht bei jeder Unternehmung auf schnellen Gewinn ankommt. Die Interessen, die Sie hierbei ins Auge fassten, können – wie sie mir höchst schmeichelhaft sind – auch Ihnen nur zur größten Ehre gereichen. Es fragt sich nun, ob Sie gesonnen sind, die vollen Konsequenzen jener Unternehmung mit mir gemeinschaftlich einzugehen, und das Anlagekapital an ein zusammenhängendes großes Werk zu wagen, von dem ich kühne genug bin zu behaupten, dass es dem deutschen Geiste zu Ehren gereichen soll, seinen Plan im Vertrauen auf die Zukunft Deutschlands erdacht und seine Ausführung unternommen, sowie dazu mitgeholfen zu haben.

Ich lege Ihnen hier den Plan vor, dessen Ausführung ich alle Kräfte widme. Wollen Sie mir dabei helfen und können Sie mich dafür unterstützen?

Nur wollte ich Ihnen den weiteren Weg, den Sie mit mir gehen könnten, andeuten, um Sie davon in Kenntnis zu setzen, auf welche Ressourcen ich meinerseits Acht nehme, wenn ich Sie heute in der Lage bin zu ersuchen, mit einem Vorschuss von 3000 francs mir einen außerordentlichen und hochzuverdankenden Dienst leisten zu wollen. Wohl sehr würde es mich aber freuen, wenn Sie Ihre ernstliche Geneigtheit, ferner mit mir gehen zu wollen, durch ein freundliches Eingehen auf meine Vorschläge (in irgendwelcher Art) mir zu erkennen gäben...

Richard Wagner an Franz Schott

Viele theatrale Dialoge und Anekdoten flankieren das Verhältnis einer besonderen Beziehung zwischen Kunst und Wirtschaft, zwischen dem Komponisten Wagner und seinem Verleger Schott.

„Schleunige Hilfe! Sonst geh’ ich ins Wasser!“

und

„Diesen Erguss einer schlaflosen Nacht glaubte ich, nach den ewigen Gesetzen der Gerechtigkeit, Ihnen nicht ersparen zu dürfen“




Die Antwort des Verlegers:

„Den mitgeteilten Erguss einer Ihrer schlaflosen Nächte, bester Herr Wagner, muss ich wohl mit Stillschweigen übergehen, denn, wenngleich ich weiß, wie ich mich gegen Künstler zu benehmen habe, will ich Ihnen doch nicht sagen, was ich von einem Künstler verlange. Ich hatte wohl die Absicht, Ihnen einen kleinen Betrag zu senden, allein ich konnte mich nun um so weniger dazu entschließen, weil man mir sagte, dass Sie Geld eingenommen und momentan nicht mehr in Verlegenheit seien.

Den gewünschten größeren Betrag kann ich Ihnen nicht zur Verfügung stellen. Überhaupt kann ein Musikverleger Ihre Bedürfnisse nicht bestreiten: dies kann nur ein enorm reicher Bankier oder ein Fürst, der über Millionen zu verfügen hat. Findet sich dieser nicht, so müsste man an das deutsche Volk appellieren, in welchem Falle ich die Bemühungen Ihrer Wiesbadener Freunde nach Kräften unterstützen würde...“

Mit diesem letzten Dokument ihres Briefwechsels endet die Zeit, in der Wagner auf Kosten des Verlegers quasi vor dessen Tür hauste. Die zahlreichen Berichte über das Treiben und Wirken des exaltierten Komponisten haben bis heute anekdotischen Charakter. Bekannt war Wagner für seine Verschwendungssucht. Einer Gelegenheitsbitte des Komponisten um etwas „momentanes Geld“ war Schott mit einigen Golddukaten nachgekommen – das erfolgreiche Ergebnis dieser Bitte mündete in einer Szene, die nicht theatraler sein könnte:

Die Rückfahrt von Mainz nach Biebrich geschah in einem Nachen. Inmitten des Rheins mit einem Ausblick auf die bläulichen Linien des Taunus und den von dem Sonnenuntergang vergoldeten Rheinbogen habe sich der merkwürdige Künstler erhoben und in stummer Ergriffenheit Goldstücke ins Wasser geworfen...



So – in den Worten des übersetzenden Schiffers – die anekdotische Geburtsstunde der Operntetralogie „Der Ring des Nibelungen“ mit seinem Auftakt „Rheingold“, die bereits im Vorspiel die Konfrontation von Macht und Liebe gegen Geld inszeniert. Wagners geistiges Eigentum gepaart mit seinem Geschick vertrieblicher Inszenierung fand nicht nur im traditionsreichen Verleger Schott, sondern auch wenige Jahre später in König Ludwig II. von Bayern seinen Mäzen. So gilt Wagner als erster Komponist, der eine Vorauszahlung für ein zwar gedanklich skizziertes, aber mit keiner Note dargestelltes Werk von seinem Verleger erwirkt und damit neue Zeichen im Musikbetrieb setzte. Er schuf einen innovativen Aufführungsort für das Zusammenspiel von Musik, Sprache und Bühne und wusste dies nachhaltig in Szene zu setzen – wirksam auf allen Ebenen bis heute.

Welche Räume akustischer, architektonischer, politischer, sozialer und kultureller Art den Wert der Musik heute tragen und nachhaltig befördern und ihn zu einem essenziellen Teil von Gesellschaft werden lassen – diese Diskussion ist allerorts in vollem Gang. Musik trägt ihren Wert in sich selbst, braucht aber Raum und Wertschätzung für ihre ästhetische und soziale Dimension. Der heutige Abend setzt dafür ein Zeichen.

Dr. Ingrid Allwardt

Katja Riemann




Katja Riemann wurde in der Nähe Bremens geboren, studierte zuerst nach ihrem Abi-tur Tanz in Hamburg, bevor sie an der „Hochschule für Musik und Theater Hannover“ sowie der „Otto-Falckenberg-Schule“ in München Schauspiel studierte. 1985 gab sie ihr Filmdebüt in Peter Beauvais' Fernsehreihe „Sommer in Lesmona“, wofür sie den Grimme-Preis in Gold erhielt. Für ihre Leistung in Bernd Fischerauer's Fernsehreihe „Regina auf den Stufen“ (1990) wurde sie im Rahmen der Verleihung der Goldenen Kamera mit der Lilli-Palmer-Gedächtniskamera ausgezeichnet.

Wie keine zweite SchauspielerIn prägte Katja Riemann in den 90er-Jahren den Erfolg deutscher Kinokomödien. Für ihre Hauptrollen in Katja von Garniers „Abgeschminkt“ und Peter Timms „Ein Mann für jede Tonart“ erhielt sie 1994 den Bayerischen Filmpreis, im selben Jahr bekam sie den Bambi für die weibliche Hauptrolle in Sönke Wortmanns Komödienhit „Der bewegte Mann“. Es folgten zwei Deutsche Filmpreise für „Stadtgespräch, die Apothekerin und Bandits“ sowie zwei weitere Bayerische Filmpreise für „Stadtgespräch, Nur über meine Leiche und Bandits“.

Im neuen Jahrtausend wandte sich Katja Riemann verstärkt dramatischen Rollen zu, was ihr u.a. bei den Filmfestspielen von Venedig den „Coppla Volpi“ als Beste Hauptdarstellerin in Margarete von Trottas „Rosenstrasse“ (2003) einbrachte. Ein Jahr später folgte ein weiterer Deutscher Filmpreis für Oskar Roehlers „Agnes und seine Brüder“, ein Bambi für „Ein fliehendes Pferd“ (2007) und der Grimme-Preis für den Fernsehfilm „Das wahre Leben“ (2009). Im Jahre 2013 erhielt sie für „das Wochenende“ von Nina Grosse den Preis des Regieverbandes als beste SchauspielerIn.

Im Fernsehen war Katja Riemann in den letzten Jahren u.a. in Gabriel Le Bomins Komödie „Mon cher petit village“ (2015), in Züli Aladags „Die Fahnderin“ (2014), Stefan Krohmers „Verratene Freunde“ (2013) und Andreas Linkes „Baron Münchhausen“ (2012) zu sehen. Seit letztem Jahr hat sie die Hauptrolle der Reihe „Emma nach Mitternacht“ übernommen, für den sie ab Juli die zweite Folge drehen wird und der ab 2016 gesendet werden wird.



2010 wurde Katja Riemann mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande geehrt. Und 2011 sorgte sie erneut international für Aufsehen mit ihrer Rolle der strengen Schweizer Bäuerin in Markus Imbodens Drama „Der Verdingbub“.

Sie gehört zum Ensemble des Autors und Regisseurs Bora Dagtekin, mit dem sie die Erfolgskomödien „Türkisch für Anfänger“ (2012), „Fack Ju Göhte“ (2013) und „Fack Ju Göhte 2“ (2015) drehte.

Auf der Berlinale wurde ihr neuer Film von Margarethe von Trotta „Die abhandene Welt“ gezeigt, der jetzt gerade in den Kinos lief.

Katja Riemann lebt in Berlin, wenn sie nicht gerade woanders ist.



Daniel Hope


Der britische Geiger **Daniel Hope** ist seit 25 Jahren als virtuoser Solist auf den Bühnen der Welt unterwegs. Er ist bekannt für seine musikalische Vielseitigkeit und Kreativität und für sein Engagement für humanitäre Zwecke. Daniel Hope ist seit 2007 Exklusivkünstler der Deutschen Grammophon. Ab der Saison 2016 wird Daniel Hope Music Director des Zürcher Kammerorchesters.

Hope startete in die Saison 2014/15 mit der Welturaufführung von Gabriel Prokofjews Violinkonzert „1914“ bei den BBC Proms. Anfang September 2014 erschien auch seine neueste Aufnahme bei der Deutschen Grammophon, „Escape to Paradise“, ein Resultat von Hopes ausgiebiger Recherche zu Lebensweg und Werken europäischer Komponisten wie Erich Wolfgang Korngold, die es auf der Flucht vor faschistischer Verfolgung nach Los Angeles verschlagen hatte, wo sie einige der bedeutendsten und einflussreichsten Filmmusiken des 20. Jahrhunderts schrieben. Auf seiner Aufnahme mit dem Royal Stockholm Philharmonic unter Alexander Shelley und Gästen wie Sting und Max Raabe stellt Daniel Hope diese einzigartige Auswahl einigen Werken zeitgenössischer Filmkomponisten gegenüber.

Höhepunkte der Saison 2013/14 waren die DG-Veröffentlichung von Max Richters Vivaldi Recomposed, die es auf Platz 1 der internationalen Klassik-Charts in 22 Ländern schaffte - mit über 130.000 verkauften Exemplaren- und sein Auftritt am Brandenburger Tor vor 12.000 Zuschauern beim Gedenktag 75 Jahre ‚Reichspogromnacht‘.

Für seine inzwischen mehr als 25 Aufnahmen erhielt Daniel Hope Auszeichnungen wie den Deutschen Schallplattenpreis, den Classical Brit Award, den belgischen Prix Caecilia, den französischen Diapason d’Or, sechs ECHO-Klassik-Preise und zahlreiche Grammy-Nominierungen. Seine Aufnahme des Mendelssohn-Violinkonzertes und -Oktetts (2007) bezeichnete die New York Times als eine der besten des Jahres.

Die preisgekrönte Aufnahme von Alban Bergs Violinkonzert wählte das Gramophone Magazine 2010 zur „top choice of all available recordings“.



Daniel Hope war Schüler des legendären Geigen-Pädagogen Zakhar Bron und arbeitete lange mit Yehudi Menuhin zusammen, mit dem er 60 Mal gemeinsam auf die Bühne stand.

Hope tritt in den bedeutenden Konzertsälen auf – von der Carnegie Hall bis zum Amsterdamer Concertgebouw - und bei den wichtigsten Festivals der Welt, von Salzburg bis Schleswig-Holstein. Er arbeitet mit Dirigenten wie Kurt Masur, Kent Nagano, oder Christian Thielemann zusammen und spielt mit den international renommiertesten Orchestern. Hope leitet viele Ensembles von der Violine aus, wie z.B. das Chamber Orchestra of Europe und die Camerata Salzburg. Sein Engagement für zeitgenössische Musik brachte Daniel Hope in engen Kontakt zu Komponisten wie Kurtág, Schnittke und Takemitsu. Die künstlerische Vielseitigkeit des einst jüngsten Primarius' des Beaux Arts Trios spiegelt sich auch in themenbezogenen Projekten mit Künstlern wie Klaus Maria Brandauer oder Sting, in Rundfunk- und Fernsehmoderationen und in seinen inzwischen vier bei Rowohlt erschienenen Bestsellern wieder.

Hope ist seit 2004 Associate Artistic Director des Savannah Music Festivals (USA). Er spielt die Guarneri del Gesù „Ex-Lipinski“ von 1742, die ihm von einer deutschen Familie zur Verfügung gestellt wird. Er lebt mit seiner Familie in Wien.

Sebastian Knauer




Seit seinem Konzertdebüt mit 14 Jahren in seiner Heimatstadt Hamburg, kann der Pianist Sebastian Knauer inzwischen auf eine über 25 Jahre dauernde Konzertkarriere zurückblicken. Das seriös wirkende „Understatement“, kombiniert mit höchster Musikalität, prägt sein Spiel und seinen Stil, hat ihm zahlreiche Erfolge eingebracht und seinen Namen in der internationalen Musikwelt etabliert.

In über 50 Ländern auf 4 Kontinenten hat er bereits konzertiert und besucht dabei immer wieder bedeutende Bühnen Europas, Amerikas und Asiens. Mit dem Dirigenten Sir Roger Norrington verbindet er seit vielen Jahren eine besonders enge Zusammenarbeit und Freundschaft. Bereits 2006 hat er mit ihm und der Camerata Salzburg eine Mozart CD veröffentlicht, die von der ZEIT als eine der besten Mozartaufnahmen aller Zeiten bezeichnet worden ist.

Er hat sich über die Jahre auch durch seine vielseitige Kreativität in der Programmgestaltung einen Namen gemacht. Sei es in seinen Solo Abenden, in denen er stets einen Zusammenhang aller gespielten Werke sucht, durch die Gründung des eigenen Festivals [mozart@augzburg](http://mozart@augzburg.de), dessen Künstlerischer Leiter er zusätzlich ist, oder aber auch in seinen zahlreichen Projekten mit seinem langjährigen Duopartner und Freund, dem Geiger Daniel Hope.

Ob in Europa, den USA oder in Japan – das Duo erlebt durchweg Begeisterung von Publikum und Presse. Ihr gemeinsam eingespieltes Projekt „East meets West“ wurde 2005 sogar mit einem Klassik Echo und einer Grammy Nominierung belohnt. Auch sonst ist Sebastian Knauer der Kammermusik sehr eng verbunden und konzertiert immer wieder in zahlreichen Produktionen mit großartigen Kollegen wie dem Emerson String Quartet, dem Philharmonia Quartett Berlin, den Cellisten Sol Gabetta und Jan Vogler, den Sängern Anne Sophie von Otter, Bernarda Fink, Michael Schade, Olaf Bär sowie dem Choreographen John Neumeier und dem Schlagzeuger von „The Police“, Steward Copeland.



Immer wieder sucht er neue Schwerpunkte, die er in den Mittelpunkt seiner Arbeit stellt. 2001 kombinierte er die drei großen Amerikanischen Komponisten Leonard Bernstein, Aaron Copland und Samuel Barber auf einer Aufnahme. Zwischen 1999 und 2002 hat er alle 27 Mozart Klavierkonzerte mit den Hamburger Philharmonikern in einem eigens für ihn organisierten Konzertzyklus gespielt und zudem vom Klavier aus geleitet. 2007 spielte Sebastian Knauer die völlig unbekannte „Sonate Oubliée“ von Franz Schubert als Weltersteinspielung auf CD ein, welche von der Presse hoch gelobt wurde. 2009 hat er Felix Mendelssohn zu dessen 200. Geburtstag seine Aufnahme „Pure Mendelssohn“ gewidmet, die den „Editor’s choice“ des Gramophone Magazine’s bekam.

Seit 2001 hat er über 25 seiner „Wort trifft Musik“ Programme geschaffen, in denen er stets einen Komponisten in den Mittelpunkt stellt, dessen Werke selbst spielt und zudem Texte über dessen Leben konzipiert, die von berühmten Schauspielerinnen und Schauspielern auf der Bühne rezitiert werden.

Sebastian Knauer lebt in seiner Heimatstadt Hamburg, in der er 1971 geboren wurde.



Katja Riemann, Rezitation / Daniel Hope, Violine / Sebastian Knauer, Klavier

Idee: Daniel Hope

Text: Wolfgang Knauer

Konzept & Dramaturgie: Dr. Ingrid Allwardt,
iQULT. Agentur für Musik und Kultur

iQULT
Agentur für Musik und Kultur

Weitere Informationen und Bilder zu dieser oder vorherigen Veranstaltungen finden Sie auf der Internetseite unter www.bundesfinanzministerium.de.



